

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Standrede des Hinkenden über "Recht und Gerechtigkeit"

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Standrede des Hinkenden über „Recht und Gerechtigkeit“.



Es war ein Märztag. Aber keiner von den lieblichen, an denen die Weibchen ihre Köpfelein aus dem braungrünen Grund des erwachenden Rasens herausrecken, um zu sehen, wie köstlich die warme Frühlingssonne scheint, und die Amseln auf den höchsten Spitzen der Bäume in den lichtblauen Himmel hinein ihr Jubellied hinter dem fliehenden grämlichen Winter herschmetterten. Ein Märztag, an dem eben dieser grämliche Winter sich noch einmal umgedreht hatte und meinte: „Ich bin auch noch da!“ Und er schüttelte aus seinem grauen Rucksack einen wahren Wirbel von lauter riesigen weißen Flocken, die sich auf die junge Saat und auf die knospenden Bäume stürzten. Und die grünen Spitzen der Saat und die schwellenden Knospen an den Bäumen seufzten, und die es noch konnten, duckten sich geschwind unter die braune Kelschülle und jammerten frierend: „Geduld! Geduld!“ Und der Frühlingssänger, der unermüdetlich von einem breitästigen Lindenbaum vor dem „Löwen“ sein „Zit ich do!“ gerufen hatte, verkroch sich verdutzt und scheu, als der Bachhuber einhergestapft kam und die Faust nach dem Vöglein schüttelte und rief: „Halt 's Maul, du Raib! 's ich no nit Zit!“

Der Bachhuber trat in die breite Gaststube des „Löwen“ ein, schüttelte die Schneeflocken von seinem Hut und seinem Mantel und hing den schweren nassen Mantel an den Haken neben dem Kachelofen, in dem ein lustiges Feuer von lauter dicken Buchenklößen brannte.

Den runden Tisch, an dem der Schneidernaz und der Bürgermeister und der Schmiedraver und ein paar andere Männer aus dem Dorf schon Platz genommen hatten, hatten die Mannen in die Nähe des Ofens geschoben. Und der

Bachhuber brummte: „Alleweil ist's recht. Man hockt neben dem Ofen, als wär's Dreikönig und draußen wär alles zu Stein und Bein gefroren.“ Er war recht übel gelaunt, der Bachhuber. Denn von seinem Hof herunter war es eine gute halbe Stunde, und der Weg ging durch eine Talschneise, in dem das Wasser sich breit machte. Wie ein einziger Morast war's gewesen. Und der Bachhuber hatte bei dem Wagner notwendig zu tun gehabt. Und sein Weib brauchte allerhand Wichtiges vom Krämer. Drum mußte der Mann ins Dorf herunter, ob er wollte oder nicht. Die Hosen hatte er in die Stiefelschäfte gesteckt, und trotzdem war er über und über mit Rot überprüpft, als ob ein böser Junge ihn vollgeworfen hätte. Kein Wunder, daß er brummte, noch ärger als der Ofen, und auf seinem Gesicht stand „sieben Tage Regenwetter“ geschrieben. „Märzenschnee tut Saat und Bäumen weh,“ brummte er. „Und wenn's so dick kommt, wird's ein böses Ende nehmen.“ Gerade kam der Hinkende hereinmarschirt.

Er schwenkte den Dreispiz, daß die Flocken durch die ganze Stube wirbelten, und als er seine Ledertasche an die Wand hängte, floß ein Vächlein trüber Feuchte auf den Boden. Dann setzte er sich an den runden Tisch und rieb sich die rotgewordenen Fäuste: „Ah, Mannen, bei Euch ist gut sein. So laß ich mir's gefallen. Wärme von außen und Wärme innen hinein — die Löwenwirtin soll mir einen heißen Tee kochen. Und wenn sie ein Kirschwässerlein hineintun will, soll mir's auch nicht zuwider sein! — Aber was ist denn mit Euch, Ihr Mannen?“ setzte er nach einer Weile hinzu, als er die schweigsame Tafelrunde anschaute. „Ist Euch die Petersilie verhaselt?“

„Ist es ein Wunder bei dem Wetter?“ knurrte der Bachhuber. „Hät man endlich gemeint, jetzt könne man den Pflug und die Egge in die Hand kriegen, so wird's noch einmal Winter wie im Dezember. Und mein Weib kann den Samen ins Kamin schreiben, den sie gestern ins Gärtlein gesät hat.“

„Ei was!“ rief der Hinkende. „Kennt ihr das Verslein nimmer:

Ist's trüb Wetter,
sei du heiter,
so ziemt's dir,
du Gottesstreiter!

Kopf in die Höh, Ihr Mannen! Wer ein Bauersmann sein will, darf nicht mit dem Wetter truzen, sonst ist's gefehlt!“

Aber der Bachhuber kam nicht aus seinem Unmut heraus.

„Ja, wenn nicht der ganze Februar so lind gewesen wäre, daß er alles aus dem Boden gelockt hat. Habt Ihr nicht gesehen, daß die Pfirsiche schon ihre roten Blüten getrieben haben?“

Und weiter drunten, der Ebene zu, blühen die Mandelbäume wie ein großer Blumenstrauch. Die Pfirsiche und die Mandeln sind gegessen dies Jahr!

Der Hinkende lachte: „Ei, dann machen wir's ohne Pfirsiche und Mandeln. 's wird auch ohne die gehen! Wenn's nur recht Zwetschgen und Äpfel und Birnen gibt. Das ist wichtiger!“

Der Bachhuber hatte sich eben seine Pfeife angezündet und stieß gewaltige Rauchwolken hervor.

„Man meint, der Herrgott mach' es, wie es die Menschen heutzutage machen. Alles im Durch-

einander. Nichts mehr am rechten Platz. Es ist schon so, und da ist nichts zu machen: Es gibt kein Recht und keine Gerechtigkeit mehr in der Welt!

Recht und Gerechtigkeit sind ausgestorben. Und man kann ihnen nicht einmal mehr zur Leich gehen.“

Verbissen schwieg er und blickte steif vor sich hin.

Der Hinkende hob den Kopf: „Was ist denn dem Bachhuber übers Leberle gekrochen? Daß er am Leben verzweifelt, ist doch sonst nicht seine Sache!“

Der Löwenwirt kam hinter der Einschenke hervor. Er stellte sich neben den Hinkenden und rief: „Ich geb' dem Bachhuber recht, Hinkender. Es ist himmelschreiend, wie man heutzutage mit den Leuten umgeht. Hat nicht der Bachhuber einen Steuerzettel bekommen, daß ihm die Augen übergegangen sind? Wenn er das alles bezahlen muß, was da gefordert wird, kann er in ein paar Jahren Sant ansagen. Uns Leuten auf dem Dorf zieht man die Haut bei lebendigem Leib ab. Und dabei muß man nur einmal sehen, wie es die anderen machen. Da drüben in Farnberg ist ein Holzhändler. Nach dem Krieg ist er gekommen und hat nur gehabt, was er auf dem Leib trägt. Wer weiß, von was er inen Holzhandel angefangen hat. Und jetzt

fährt er im Auto herum und hat sich ein Haus gebaut und lebt wie der Herrgott in Frankreich. Jetzt sagt einmal, Hinkender, wie ist das möglich? Das kann doch nicht mit rechten Dingen zugehen. Was der verdient hat, das hat er anderen Leuten aus der Tasche gezogen. Und wir — wir sind die Dummen, die bluten müssen. Warum geht der Staat diesen Blutsaugern nicht an die Nieren? Wo man hinguckt, ist Schwindel. Wir Leute auf dem Dorf aber haben auch anfangen gelernt, die Augen aufzumachen. Wir lassen nicht mehr fünf gerade sein. Wenn es so weiter geht, sollen »die da droben« noch einmal etwas erleben!“

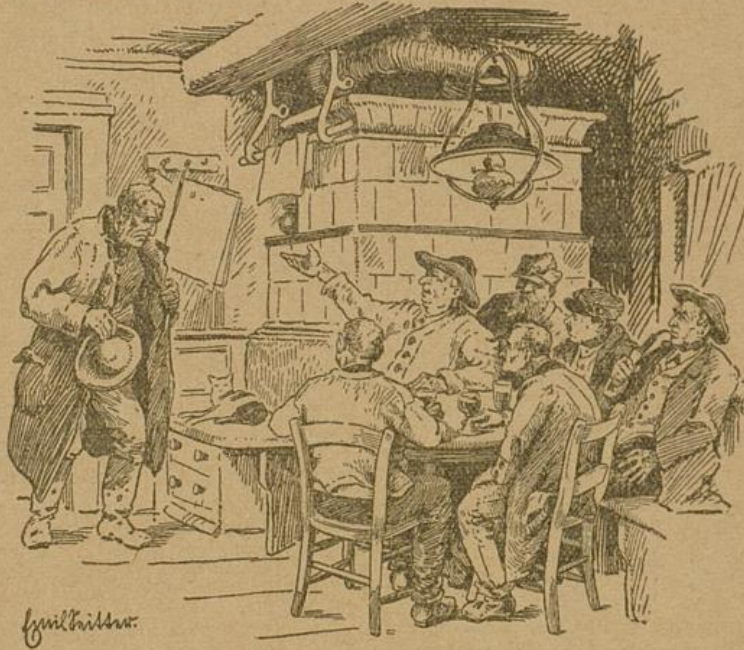
Die anderen Männer nickten mit den Köpfen. Und ihre Gesichter waren noch einmal so wetterhart wie sonst.

Der Hinkende verlor seine gute Laune nicht so schnell. Er sah, wie der Bürgermeister seine Doje aus der Tasche zog und griff hinüber: „Ein Frischen, Bürgermeister!“

Der reichte ihm seinen

Zieh-am-Niemen hinüber, und der Hinkende tat einen guten Griff.

„Jetzt, Männer, möchte ich Euch eins fragen: Ihr seid doch alle keine heurigen Häslein mehr. Wißt Ihr nichts mehr von Anno 71? Und von den »Gründerjahren«, die damals gekommen sind, wie die Milliarden von den Franzosen herüber nach Deutschland geflossen sind? Und ist es nicht damals akkurat so gewesen wie heut, daß die Spitzbuben oben auf gewesen sind und haben alle Taschen sich vollgesteckt, und die, die sich von ihnen haben fangen lassen, sind ins Elend gekommen? Zeiten, wie sie nach solchen großen Kriegen sind, haben es an sich, daß die Schlanmeier in die Höhe kommen, die sonst drunten gehalten werden. Und daß die braven Leute ihr gut Teil ansahalten müssen! Die Zeiten sind gerade wie ein großer Brügel, mit dem einer in einem Leich herumrührt. Der Schlauer



Emil Bittner

Der Bachhuber trat in die breite Gaststube des „Löwen“.

Kommt obenauf und schwimmt lustig oben herum, und das saubere Wasser ist nicht mehr zu sehen. Aber — Männer, daß ich Euch das sagen muß! — glaubt Ihr, daß das so andauert? Wenn der Prügel aus dem Wasser herausgezogen ist, fängt der Schlamm an, sich wieder zu setzen. Und wer ein paar Tage später hinkommt an den Teich, der sieht nichts mehr von der Wüstenel. Der sieht nur noch das saubere Wasser, das wieder in die Höhe gekommen ist. Ich möchte nicht untersuchen, was aus all jenen Reichen geworden ist, die in den Gründerjahren obenauf gekommen sind. Ich glaube, die sind längst wieder versunken. Und mit ihrer Armut möchte ich nicht teilen. Denn die Armut ist schrecklich, die sich sagen muß: „Ich hab' sie verdient mit meiner Spitzbüberei!“ Männer, denkt doch ein bißchen nach! Eure Väter haben ein Sprüchlein gehabt, das heißt: „Unrecht Gut kommt nicht auf den dritten Erben.“ Und ich hab' es selber miterlebt, wie in einem grundherrschafftlichen Dorf ein ungetreuer Waldhüter sich ein stattlich Vermögen ergaunert hat mit allerhand heimlichen Holzverkäufen. Und was ist geworden? Sein Gutel hat Gant gemacht, und sein stattliches Haus ist unter den Hammer gekommen. Und niemand weiß, wo die hingekommen sind, die seinen Namen getragen haben. Ich mein, man sollt' nicht so schnell verzweifeln an der Gerechtigkeit, wenn man sie nicht gleich sieht. „Gut Ding will Weile haben!“ und „Unseres Herrgotts Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein!“ sind auch zwei Vätersprüchlein, die man nicht zum alten Eisen werfen sollte. Denn sie sind altes Gold, und wer das behält, wird reich, innerlich reich, Männer!“

Die Gesichter der Männer aber wurden um kein Bröselin heller. Der Bürgermeister strich mit der Hand über die Tischplatte, als wolle er etwas Unsauberes wegwischen. Dann schaute er dem Hinkenden steif ins Gesicht.

„Alles, was recht ist, Hinkender. Aber ich mein halt, so schlimm wie jetzt sei es noch nicht gewesen. Man springt mit den Leuten um, als wenn sie lauter Holzstücke wären, keine Menschen. Und wer keinen Vetter hinter sich hat, der kommt nicht auf. Ich bin die letzte Woche im Krankenhaus gewesen, wo eine Base von mir auf Leben und Tod gelegen ist. In demselben Zimmer ist ein älteres Fräulein gelegen. Die hat mir erzählt, wie es ihr ergangen ist. Sie ist mit einer feinen Familie in die Stadt gekommen, als Kinderfräulein. Die Familie hat einen Spaziergang gemacht, und im Wald sind sie auf einen Aussichtspunkt gekommen, der hat ein morsches Geländer gehabt. Wie das Fräulein sich dranstellt, bricht das Geländer ihr unter den Händen und sie stürzt hinunter. Ein Wunder, daß sie nicht zu Tode gefallen ist. Aber sie hat ihren Arm zweimal gebrochen. Mit Mühe und

Not haben sie sie hinuntergebracht in die Stadt, und der Arm ist geschient worden und in Gips gelegt. Aber wie sie ihn nach ein paar Wochen wieder angebunden haben, ist die Hand nicht mehr zu brauchen gewesen. Und das arme Wesen hat seine Stelle aufgeben müssen, weil sie nicht mehr hat arbeiten können. Das Geländer ist Staatseigentum, und der Staat ist darum haftpflichtig gewesen. Jeder Privatmann, auf dessen Grund und Boden so etwas passiert wäre, hätte ohne viel Schwierigkeiten das Fräulein abfinden müssen; einerlei, ob er ein wohlhabender Mann gewesen wäre oder nicht, — man hätte ihn gezwungen. Warum hat er das Geländer nicht in Ordnung gehalten? Aber der Staat? Einen Prozeß hat das Fräulein führen müssen. Ein Termin um den anderen ist gekommen. Einmal haben sie ihr tausend Mark geben wollen als Entschädigung. Dann wieder hat der Staatsanwalt appelliert, daß sie nichts kriegen solle. Und wie ich dort gewesen bin, hat wieder ein Termin sein sollen. Den haben sie hinausgeschoben. Warum? Weil das arme Ding schwindelhaftig geworden ist in der langen Zeit, und weiß man gedacht hat, sie müßte doch sterben. Dann brauche man nichts mehr zu bezahlen. Und richtig! Meine Base, die inzwischen sich wieder herausgemacht hat, hat mir heute geschrieben, daß das arme Fräulein gestorben ist. Und anderen wird das Geld haufenweise in den Rachen geworfen. Was man von den Schwimmlern in Berlin liest, die das Geld millionenweise um die Ecke gebracht haben, ist so wußt, daß einem die Haut schaudert! Und da ist ein armer Tropf, den läßt man sterben und verderben wegen ein paar Pfennigen, die dann zuviel sind. Die kann der arme Staat natürlich nicht bezahlen! Jetzt, Hinkender, frage ich, wo ist da Recht und Gerechtigkeit?“

Der Hinkende wiegte sein graues Haupt hin und her.

„Bürgermeister, ich muß wieder an ein altes Sprüchlein denken. Das heißt:

Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede.
Man muß sie billig hören — beide!

Was das Fräulein erzählt hat, ist hart und schwer. Aber man müßte doch auch hören, was der Vertreter des Staates zu sagen gehabt hat. Wer weiß, ob der Staat ohne weiteres verpflichtet gewesen ist zur Entschädigung? Das Gesetz hat viele Paragraphen, und der Richter, der zu entscheiden hat, darf nicht seiner menschlichen Eingebung folgen, sondern muß sich an das Gesetz halten. Gerade wenn er wirklich gerecht sein will, darf er dem Gesetz keine wackere Nase drehen. Und uns mag manches hart und unbillig erscheinen, was in Wirklichkeit dem strengen Recht entspringt. Ich möchte nicht ohne weiteres von Ungerechtigkeit reden, wo die Sache

vielleicht sehr verwickelt liegt. Wenn Ihr, Bürgermeister, eine Sache vor Gericht durchfechten müßt für Eure Gemeinde, dann werdet Ihr auch alles aufsuchen, was zugunsten Eurer Gemeinde spricht, und wenn hundert Menschen Euch einen harten Mann schelten, werdet Ihr doch sagen: Ich stehe für meine Gemeinde ein, das ist nicht bloß mein Recht, das ist meine Pflicht! Darum bin ich auf meinen Posten gestellt!"

Der Schneidernaz schnunzelte: "Gelt, Ihr habt's gekriegt, Bürgermeister? Habt Ihr nicht vor fünfzehn Jahren verlangt, daß der alten Glaubin ihr Sparguthaben auf der Pfennigsparkasse eingezogen werden müsse, weil sie ihr Bein gebrochen hat und auf Gemeindefosten ins Krankenhaus im Städtlein hat gebracht werden müssen?"

Der Bürgermeister fuhr auf.

"Das ist Fürsorgegesetz. Die Armenfürsorge tritt erst ein, wenn der Pflögling kein Vermögen mehr hat. Wendet Euch ans Gesetz, Schneider-



Das Geländer bricht und das Fräulein stürzt hinunter.

naz! Nicht an mich! Ich hätte es der armen alten Kreatur tausendmal gern gelassen. Aber gegen das Gesetz war kein Aufkommen. Denn da könnt' das heilloseste Schindluder mit der Fürsorge getrieben werden, wenn das Gesetz nicht eifern durchfahren würde!"

Der Schneidernaz aber lächelte: "Gesetz hin, Gesetz her! Die Leut im Dorf haben nicht schlecht gescholten, wie die alte Glaubin gehent hat zum Erbarmen: Jetzt ist mein letzter Pfennig hin!"

Der Hinkende begütigte: "Ja, es ist wahr, der Bürgermeister hat recht. Das Gesetz muß hart sein, damit die Menschen nicht Mißbrauch mit der Fürsorge treiben. Aber drum eben, Bürgermeister, muß man nicht von Ungerechtigkeit reden, wo einmal ein Gesetz einem armen alten Menschen bitter weh tun muß. Denn kein Gesetz der Welt kann so gemacht werden, daß es jedem recht tut. Das ist nun einmal Menschenart, daß wir nichts Vollkommenes machen können. Und die alten Römer haben darum ein Sprüchlein gehabt, das heißt: »Summum jus, summa injuria!«*) Das Gesetz, das unbedingt gelten muß, wird immer auch einmal das bitterste Unrecht tun, wenn man es vom rein menschlichen Standpunkte aus betrachtet. Daran läßt sich nichts abbrechen. Man müßte sonst aufhören, Gesetze zu machen!"

Das wollte den Mannen nicht in den Kopf. Besonders der Bachhuber erhob seine Stimme sehr leidenschaftlich: "Ja, dann sollten sie uns mit ihren Gesetzen in Ruhe lassen, wenn sie keine machen können, die uns was sind! Wir kämen ohne die Gesetze weiter, wenn man den gesunden Menschenverstand sprechen ließ. Der würde viel heller sehen als die gescheiterten Herren mit ihren Brillen. Gerade das ist die große Ungerechtigkeit, daß immerfort Gesetze gemacht werden, die das gemeine Volk nicht mehr verstehen kann. Dann können sie einem um so leichter die Haut abziehen!"

Der Hinkende wurde sehr ernsthaft: "Was Ihr da sagt, Bachhuber, hat schon manch einer gemeint. Man sollte überall den gesunden Menschenverstand sprechen lassen. Aber die große Frage ist, ob jeder, der zu sprechen hat, über eine so große Portion gesunden Menschenverstand verfügt, wie er sich's vielleicht einbildet. Ein Mann wie der König Salomo hat sein berühmtes Urtheil aus dem gesunden Menschenverstand heraus sprechen können, weil er von diesem gesunden Menschenverstand mehr hatte als die anderen gewöhnlichen Sterblichen. Und wenn Ihr einmal nach Karlsruhe ins Theater kommen würdet und das feine Stück von dem Engländer Shakespeare sehen würdet, das den Titel trägt: »Der Kaufmann von Venedig«, so würdet Ihr dort eine Frau sehen, die aus dem gesunden Menschenverstand heraus ein viel geschickteres und gerechteres Urtheil spricht als die gelehrtesten Richter, die in dem verzwickten Gerichtshandel nicht mehr aus noch ein wissen. Aber da liegt eben der Ha' im Pfeffer: hat jeder den gesunden Menschenverstand? Oder, ich will es anders sagen: könnt Ihr in Eurem Leben jedermann gerecht werden, selbst wenn Ihr es wollt?"

Der Bachhuber fuhr auf: "Das wär' noch

*) Höchstes Recht — höchste Ungerechtigkeit!

schöner, wenn ich das nicht könnt! Ich hab's alleweil mit dem Sprüchlein gehalten — wenn wir doch heute mit lauter alten Sprüchlein umgehen —, meine Religion heißt: »Tue recht und jcheue niemand!« Und damit bin ich bis jetzt allemal gut ausgekommen!“

„Gemach, gemach, Bachhuber!“ begütigte der Hinkende. „Ich will Euch gar nicht zu nahe treten. Ich weiß, daß Ihr das Herz auf dem rechten Fleck habt, auch wenn Ihr manchmal gar zu brummig dreinfahrt. Aber mir ist, ich wisse ein Geschichtlein, das mir einmal irgend ein Vogel zugefungen hat, in dem der Bachhuber recht hart neben hinausgerappt ist mit samt seinem Stolz auf das Rechttum!“

„Und das wäre?“ fragte der Bachhuber spitzig.

„Nun — ein Geheimnis ist es gerade nicht,“ jagte der Hinkende. „Ihr habt es ja selbst einmal hier im »Löwen« erzählt. Ist nicht Euer Schwager von Tiefengrund zu Euch gekommen in schwerer Not und hat Euch gebeten, Ihr möchtet ihm mit ein paar tausend Mark aus helfen, weil sein Weib so schwer darniederliege? Sie habe es in den Nerven, hat er gejammert. Aber Ihr habt damals, weil Ihr noch ein junger Mann gewesen seid, gesagt: »Das ist dummes Zeug. Sie will nicht schaffen, sondern alleweil im Bett liegen. Jag sie aus dem Bett, dann hören die Nerven von selber auf.« Und der Schwager hat sagen können, was er gewollt hat, Ihr habt ihm das Geld verweigert, und man hat die Frau nicht fortzum können in das Genesungsheim, in das sie der Doktor gesprochen hat. Und ein halb Jahr darauf ist sie ins Wasser gegangen, weil sie es wirklich in den Nerven gehabt hat. Und Euer Schwager hat in seiner Verzweiflung Euch beschuldigt, daß Ihr Ursache dieses jammervollen Sterbens gewesen seid. Und Ihr habt damals lang genug den Kopf sinken lassen, und hier im »Löwen« war es, wo darauf die Rede gekommen ist. Und Ihr habt gesagt: »Ja, wenn man halt alles wüßte! Ich hab' es ehrlich gemeint mit meinem Schwager, ich hab' geglaubt, wenn ich ihn ein wenig hart mache gegen meine Schwester, dann ist ihm besser geholfen als mit den paar tausend Mark. Auf das Geld ist es mir wahrhaftig nicht angekommen. Aber so geht es: man ist dumm und macht in der besten Meinung die verkehrtesten Streiche.« So habt Ihr damals gesagt, und ich weiß auch, wie Ihr alles habt gut machen wollen, und wie Ihr Eurem Schwager beigestanden seid als ein rechter Bruder und ihm zurechtgeholfen habt, daß er heut ein gemachter Mann ist. Aber geschehen war halt doch geschehen. War's nicht so?“

Der Bachhuber wurde dunkelrot und sagte: „Warum alte Geschichten hervorkramen? Ich würige noch heutigen Tages genug an der unseligen Sache herum!“

Der Hinkende rechte ihm die Hand über den Tisch hinüber: „Nichts für ungut, Bachhuber! Ihr wißt, daß ich Euch ein guter Freund gewesen bin. Und das werde ich bleiben. Aber weil Ihr meint, es sei eine so leichte Sache, jedermann gerecht zu werden, habe ich es Euch ins Gedächtnis rufen müssen, daß auch der Beste mit samt seinem guten Willen gründlich in die Dornen greifen kann. Gerecht werden — das ist ein schwierig Kapitel. Und drum laufen



Luigi Tritter

In schwerer Not hat der Schwager um Hilfe gebeten.

Hunderte und Tausende in der Welt herum, die klagen: Mir wird niemand gerecht auf der ganzen Welt! Und die anderen Leute lachen über die Unseligen und schelten sie Eigenbrötler, die man in keinen Topf tun könne. Derweilen sind es nur arme Teufel, für die sich niemand die Mühe geben will, einmal zu versuchen, auf was für Schuhen sie gehen. Ich habe einmal einen Besuch in einem Gefängnis machen müssen. Da ist mir ein alter Landstreicher auf dem Hof begegnet, mit dem ich ein paar Worte gewechselt habe. Und der hat gesagt: »Unjereins hat auch seine Ehre. Jeder tritt mich mit seinen Füßen wie einen Hund. Und wenn ich ein Hund bin — auch ein Hund hat seine Ehre! Aber niemand gönnt mir meine Ehre.« Und aus seinen Augen hat ein Blick gesunkelt, der war Wut und Weh zugleich, Verbitterung und Jammer. Den Blick werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Wer mag diesem armen Trops gerecht geworden sein unter denen, die sich mit Verachtung von ihm abgewendet haben? Mir ist, als ob ich noch gar niemand auf der Welt getroffen hätte, der sich nicht darüber beklagt hat, daß ihm bitter Unrecht geschehen sei von den Allernächsten, die ihn nicht hätten verstehen können oder verstehen wollen. Je nachdem

Weil man halt kein Vergrößerungsglas hat, durch das man in die Herzen anderer Leute hineingucken kann, sondern an jedem, der auf seinen zwei Beinen herumläuft, herumrätzelt und herumdoxtert und oft genug neben hinans rät und neben hinans doxtert. Das ist gerade so wie bei unserem alten guten Doktor Mohn, der oft geklagt hat: »Wenn man nur einen Apparat hätte, mit dem man den Menschen durch und durch sehen könnte! Dann könnte man ihm helfen.« Aber den Apparat wird niemand erfinden, so viel auch erfunden wird in der Welt! Es trägt jeder sein besonderes Päcklein, das niemand sieht, und es hat jedermann mit verborgenen Schwierigkeiten zu kämpfen, die er niemand auf die Nase binden kann. Und allbiweil wir ungeduldige und harte Leute sind, bringen wir's nicht fertig, den anderen so gerecht zu werden, wie sie es verlangen könnten — von ihren Brüdern. Wir reden große Sprüche von Bruderliebe und Brudersinn, und wenn es drauf ankommt, ist der Bruder so weit weg wie der Himmel von der Erde! Und so meine ich's, wird auf Erden die Gerechtigkeit nie vollkommen sein, sondern jeder, der ein Menschenleben leben muß, der muß eine Zentnerlast von Ungerechtigkeit mit sich schleppen. Ungerechtigkeit, die er leiden muß, und Ungerechtigkeit, die er den andern gegenüber auf seinem Kerbholz hat.“

Es ward ein großes und langes Schweigen unter den Männern. Sie spürten, daß das eine harte Wahrheit war, gegen die keiner von ihnen aufkommen konnte.

Schließlich brach der Schneidernaz das Schweigen: „Man sagt aber doch, daß Gerechtigkeit sein müsse! Sonst ginge die Welt aus dem Leim. Wir haben in der Schule bei unserem alten Lehrer ein Sprüchlein gelernt, das in der Bibel steht. Das heißt: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk! Wie kann in der Welt Gerechtigkeit sein, wenn es in Wahrheit gar keine Gerechtigkeit gibt?“

Der Hinkende nickte ihm freundlich zu: „Ihr habt recht. Die Römer, von denen ich vorhin gesprochen habe, haben auch so ein Sprüchlein gehabt: »Gerechtigkeit muß sein, und wenn die Welt drunter zugrunde ginge!« Und sie sind gewaltig stolz darauf gewesen, daß sie das Volk der Gerechtigkeit ohnegleichen seien. Drum geht es halt darum, daß die wahre Gerechtigkeit erobert werden muß, wie alles Große und Gute. Und man kann sagen, daß die Weltgeschichte erst dann eine wirkliche Menschheitsgeschichte werden wird, wenn man nicht mehr um die Gewalt kämpft, sondern ums Recht. Die vielen Völker, die gegen uns Deutsche im Weltkrieg gestanden sind, haben nicht umsonst die Lösung ausgegeben, »es gehe um den Sieg der Gerechtigkeit«. Sie haben gewünscht, daß man mit diesem Speck die meisten Mäuse fängt. Auf diesen Lockruf sind viele ihnen ins Garn ge-

gangen, die sie sonst nie an ihre Seite bekommen hätten. Es ist den Menschen wahrlich ernst mit diesem Kampf um die Gerechtigkeit. Es ist halt mit diesem Kampf um die Gerechtigkeit wie mit dem andern Kampf, dem um die Freiheit. Den kämpft die Menschheit auch schon seit Jahrtausenden, und die wahre Freiheit ist noch nicht da. Ein deutscher Dichter hat von der Freiheit gesungen:

„Magst du nie dich zeigen
der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
nur am Sternenzelt!“

Und so ähnlich ist es mit der Gerechtigkeit auch. Sie ist in der Ferne, und die Menschen suchen zu ihr emporzudringen, wie sie jetzt versuchen, den höchsten Gipfel des Himalayagebirges zu ersteigen und — wer weiß — doch nie hinaufkommen. Aber es ist der Mühe wert, solch eine Sache unternommen zu haben. Und komme ich nur um ein paar Meter weiter hinauf als mein Vorgänger, dann ist es nicht umsonst gewesen!“

Der Schneidernaz fiel dem Hinkenden in die Rede: „Alles recht, was Ihr sagt, Hinkender. Aber in diesem Kampf um die Gerechtigkeit kann unsereiner nichts tun. Das ist Sache derer, die obendraun stehen. Und ich schäg', die wollen nicht, sonst wären wir schon viel weiter.“

Da nickten die anderen Beifall. Wenn es gegen „die oben dran“ ging, waren sie alle dabei. Aber der Hinkende ließ sich's nicht anfechten.

„Gründlich fehlgeschossen, Schneidernaz! Gründlich fehlgeschossen. Wie ich vor ein paar Jahren gesagt habe: der Staat, der seid Ihr, jeder von Euch! — so jage ich Euch heute: Die Gerechtigkeit, das ist Eure Sache, und wenn es nicht Eure Sache wird, dann wird nie etwas draus!“ Das ist ein Werk, bei dem keiner fehlen darf. Erst wenn in der Welt eine so leidenschaftliche Liebe zur Gerechtigkeit einzieht, daß die ganze Welt darob in Flammen steht, kann es besser werden. Ihr wißt, ein jedes Pflänzlein braucht eine besondere Luft und einen besonderen Boden, sonst wächst es nicht. Drüben auf dem Kaiserstuhl wachsen die wundersehrtenen Orchideen, um derentwillen die Pflanzensammler von der halben Welt an den Kaiserstuhl kommen. Wenn Ihr sie hier in Euren Boden setzet, wachsen sie nicht. Geradejowenig wie die Alpenrosen und das Edelweiß. Und so braucht auch die Gerechtigkeit eine besondere Luft und einen besonderen Boden, damit sie wachsen kann. Und diesen Boden und diese Luft müßt ihr schaffen. Sie wächst aus dem Volk heraus, oder sie wächst gar nicht!“

„Jetzt wär' ich doch neugierig, was ich in dem Kampf um die Gerechtigkeit zu tun habe!“ brummte aus seiner Ecke hervor der Schmiedgaver.

Der Hinkende blinzelte ein wenig schelmisch aus seinen Augen.

„Ich habe sagen hören, daß mancher von Euch Leuten auf dem Dorf eine Mordshypothek auf seinem Unwesen hat stehen gehabt, die ihm in guten Friedenstag mehr wie einmal den Schweiß auf die Stirne gelockt hat. Und wie das Papiergeld gemacht worden ist ohne Ende und die Mark nur so in den Abgrund hinuntergaloppiert ist, hat mancher von diesen Hypothekenschuldnern seinem Gläubiger die schönen Goldmark in liederlichen Papiermark heimbezahlt, so daß sechstausend Mark nur noch zehn Mark wert gewesen sind. Und wenn dann der Gläubiger lamentiert hat: Das sei doch himmelschreiend, einen so um sein sauer Erspartes zu bringen! — hat's spöttisch geheißen:

Steht da im Pfandbrief, Goldmark, steht da nicht bloß Mark? Und Mark ist Mark! Da heißt keine Maus den Faden ab! Da hat die Gerechtigkeit einen Fieb bekommen, von dem sie sich in vielen Jahren nicht mehr erholen wird. Und die Söhne und die Enkel der Schlaunen werden es noch zu spüren kriegen, wenn sie auf ihr Haus ein paar hundert Mark aufnehmen

wollen. Es wird dann heißen bei denen, die das Geld haben: »Noch einmal, Mark ist Mark? Nein, jetzt ist die Mark bei mir und bleibt bei mir!«

Der Schmied wurde dunkelrot. Er wußte, warum. Seine Schmiede war auch erst seit der Inflationszeit schuldenfrei. Drum rief er über den Tisch hinweg: „Das war mein Recht, Hinkender. Und was die andern gemacht haben, wird der Schmiedgaver auch machen dürfen!“

„Halt, Schmied!“ lachte der Hinkende. „Von Euch habe ich kein Sterbenswörtlein gesagt. Wenn Ihr Euch getroffen fühlst, so ist das Eure Sach. Aber mit dem, was Ihr eben gesagt habt, kommt es gerade heraus, was ich vorhin habe sagen wollen: Es ist keiner ausgenommen, im Kampf um die Gerechtigkeit. Wer sagt, ich mach's wie die andern, der steht nicht für die Gerechtigkeit ein, sondern für seinen Profit. Und die zwei harmonieren nicht zusammen,

Gerechtigkeit und Profit. Die sind wie Feuer und Wasser. Wer für die Gerechtigkeit kämpfen will, der muß sich sagen: »Ich komme in der Welt nicht allzuweit voran.« Und das wollen die wenigsten. Vorab in unserem heutigen Deutschland. Da heißt es: »Der Ventel muß voll werden um jeden Preis.« Und dann — ade Gerechtigkeit! Dann aber darf man sich auch nicht beklagen darüber, daß in der Welt keine Gerechtigkeit herrsche. Wenn man selber keine üben will. Oder wenn einer schreit: »Wo ist Gerechtigkeit in der Welt? Ich will sie sehen!« — dann kriegt er die Antwort: »Sage, wo ist sie bei dir? Was hast du für sie getan? Ist sie deine gute Kameradin oder nicht?« Und je nachdem er antworten kann, wird er wissen, wo die Gerechtigkeit ist. Wie steht's denn mit Euch, wenn es heißt, sein Einkommen anzugeben für die Steuer? Da hat mit einemmal keiner etwas Rechtes und drückt und jammert, als ob er am Verhungern wäre. Und wenn es gelingt, ein paar tausend Mark zu vertuschen, so gibt



„Da wird nichts daraus,“ sagte die Frau, „in meinem Hause ist noch nie ein Pfennig unrechten Gutes gewesen.“

es ein Mordsgandi, als ob der Mann der größte Held sei.

»Es ist ja nur der Staat,« so heißt es dann. Und — Ihr seid doch selber der Staat. Betrügt Euch selber, holt aus der einen Tasche heraus, was Ihr in die andere hineinsteckt. Wo ist da die Gerechtigkeit? Wie können da Menschen aufwachen, die für die Gerechtigkeit einstehen, wenn sie es von Kindesbeinen an zu sehen und zu hören kriegen: »Schlau muß man sein, sonst bringt man's zu nix!« Könn't Ihr Euch wundern, wenn es in der Welt zugeht, so wie es »hentzutage zugeht?« Wie es in den Wald hineinschreit, so schreit es wieder heraus. Und wer die Gerechtigkeit bei der Regierung sucht, der muß dafür sorgen, daß sie auch daheim bei ihm auf dem Bauernhof oder in der Geschäftsstube zu Hause ist. Sonst ist sein Geschrei um die Gerechtigkeit in der Welt eitel Wind und Klingt beinah wie der Ruf: »Haltet

den Dieb!«, wo doch der Dieb selber am lautesten so ruft. Da gefällt dem Hinkenden eine wackere Frau aus seiner Verwandtschaft: In ihrer Nachbarschaft war ein Vetter gestorben, der hatte bei der letzten Steuererklärung ein paar tausend Märklein zu wenig »fatiert«, und nun bekamen es die Kinder des Mannes mit der Angst. Sie packten die Staatspapiere zusammen und trugen sie hinüber zur Frau Base: »Sei so gut und heb sie auf, bis das Waisen-gericht bei uns gewesen ist!« Aber die junge Frau sagte: »Da wird nichts draus. In meinem Haus ist noch nie ein Pfennig unrechten Gutes gewesen. Und so soll's bleiben. Hat der Vetter gesündigt, so soll er's büßen!« Das war Kampf um die Gerechtigkeit! Denn sie wußte wohl, daß ihr die Kinder von da ab spinnefeind werden würden. Sie nahm's auf sich: Gerechtigkeit muß sein, und wenn es sich um den leidhaftigen Bruder handelt; nichts gegen Recht und Gerechtigkeit! Seht, das ist der Boden, auf dem die Gerechtigkeit wächst. Ein paar tausend solcher Männer und Frauen in unserem Ländle — und die Klagen über Recht und Gerechtigkeit werden bald aufhören.“

„Und dann — weil ich doch beim Reden bin — vorhin hat der Schmied gesagt: das war mein Recht! Gut, wenn einer auf seinem Recht sitzt. Er muß sich seiner Haut wehren, sonst kommt er unter die Räder. Das hat der Hinkende sein ganzes Leben lang so gehalten, aber eines kam er doch nicht verschweigen. Wer immer sagt »das ist mein Recht«, der kommt schließlich dazu, daß der Ton auf das andere Wörtlein kommt »das ist mein Recht« — und dann ist es gefehlt. Wer immer auf seinem Recht sitzt, der denkt nicht, daß andere Leute auch ein Recht haben. Nicht bloß ein Recht auf Luft und Licht und auf den Platz an der Sonne, sondern noch auf viele andere Dinge. Aber um das Recht der anderen Leute schert er sich einen Pfifferling, wenn er nur zu reden weiß von seinem eigenen Recht. Der berühmte deutsche Dichter Kleist hat eine Erzählung geschrieben von einem Fuhrmann und Kofzhändler Michael Kohlhaas. Dem ist einmal ein bitteres Unrecht geschehen. Ein Edelmann, ein Herr v. d. Tronka, hat ihm wegen ein paar Gulden, die er ihm an Zollgebühren schuldig hat bleiben müssen, seine besten Pferde als Pfand einbehalten, und wie der Kofzhändler wieder kommt, die schuldige Summe bezahlt und seine Gänse wieder haben will, waren es ein paar elend ausgemergelte Mähren, weil der Edelmann sie derweisen hat

bei der Ernte mitschaffen lassen. Der Kohlhaas ist in einen Riesenzorn gekommen und hat den Edelmann beim Kurfürsten verklagt um Schadenersatz. Aber der Edelmann hat einen längeren Arm gehabt und gute Vettern am Kurfürstenhof. Da ist der Kofzhändler mit seinem Prozeß übel angekommen. Und nun hat er gesagt: »Ich will mein Recht!« und hat dem Junker Fehde angesagt und ist in des Junkers Gebiet eingefallen und hat gefengt und gebrannt, daß es nur so eine Art gehabt hat, sogar das Städtlein Wittenberg, in dem der Doktor Luther dazumal gewohnt hat, hat er an allen vier Ecken anzünden wollen. Vor lauter »mein Recht« hat er nichts gefragt nach den armen Bäuerlein, deren Sach jämmerlich zugrunde gegangen ist bei dem Handel. Vor lauter »mein Recht« ist er ein Mordbrenner geworden und hat seinen Kopf auf den Richtblock legen müssen. Drum gibt es kein Recht und keine Gerechtigkeit, solange jeder auf seinem eigenen Recht sitzt und vom anderen und seinem Recht nichts wissen mag. Und das scheint mir das Aergste zu sein in der Welt. Sonst wäre kein solch ewiges Fresse- und Beißen unter den verschiedenen Volksklassen und Ständen. Da tut auch jeder, als sei er das Lamm und die anderen die Wölfe, und schreit Mordio und haut um sich herum, und statt daß das Recht und die Gerechtigkeit in die Welt kämen, hat das Geschrei und die Gewalttätigkeit die Oberhand. Wer »mein Recht« sagt, und dabei nicht denkt, »wie steht's mit eurem Recht, ihr anderen«, der wird nie die



Der Löwenwirt zündete die Ampel an.

Welt um einen richtigen Schritt vorwärtsbringen. Drum ist die wahre Gerechtigkeit eine Zwillingsschwester von einer anderen herrlichen Gestalt. Die heißt: die Liebe! Und wer's mit der hält, der baut mit an dem Reich der Zukunft, in dem die Gerechtigkeit nicht mehr ein fremder Gast